

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umichlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 24.

Donnerstag am 8. December.

1853.

Die Belagerung von Antwerpen.

Eine historische Erzählung

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die Insel, die Gianibelli — der sich an das spanische Lager gewagt, weil kein Kundschafter in Antwerpen aufzutreiben gewesen war — als den Ort der Zusammenkunft bezeichnet hatte, lag außerhalb der Beobachtung durch spanische Posten. Ultrico war unschlüssig gewesen, ob er hingehen solle. Seit die erste Betäubung über das unvermuthete Zusammentreffen mit dem gehassten und gefürchteten Dheim nachgelassen hatte, war er wieder auf seine grollende Empfindungen zurückkommen.

„Jetzt hatte ich ihn in der Hand“ murkte er vor sich hin, während er an dem Scheldeufer hinschritt, „jetzt konnte ich mich rächen. Was hat mich der übermüthige, der egoistische Mann meine Jugend verbittert! Mein Lebensglück vernichtet! O Margarethe!“

Die blonde antwerpische Jungfrau mit ihren

durch die Trennung idealisirten Reizen stand vor ihm. Alles Gold der Welt wog jetzt nicht ihre goldnen Haarwellen auf — aller Glanz nicht den ihrer Augen. Daß er sie schon so gut wie sein genannt hatte, vermehrte die Bitterkeit und den Schmerz, der durch das herbe Gefühl, daß er doch den Verlust selbst verschulde, nicht gemindert wurde.

Das riesige Werk des Herzogs von Parma lag hinter ihm und bedeckte den breiten stolzen Strom. Unter den Gestalten, die sich darauf hin- und herbewegten, glaubte Ultrico Gianibelli zu bemerken. Er rief den alten Schiffer an, der die Ueberfahrt nach der kleinen Insel besorgte, und richtete sein Augenmerk fortwährend auf die Brücke.

Mit der Erscheinung des Dheims hatte er sich jedoch geirrt. Er befand sich noch keine Viertelstunde auf dem kahlen, sandigen Eiland, als der Kahn zum zweitenmale landete und den Ingenieur herübertrug.

Gianibelli war etwas blaß und angegriffen. Ob das nur von der stattgehabten Erregung herührte oder jetzt überhaupt so sei, konnte Ultrico natürlich nicht wissen — nahm aber ohne weiteres das Erste an. Er schwieg nach der Begrüßung. Seine unwillkürlich dargebotene Hand hatte Gianibelli zurückgewiesen und ließ sich jetzt neben ihm nieder.

„Ich bin hierher gekommen,“ hob er an, „um

Dir zu danken, obwohl nichts danken ist, als daß Du der Stimme der Natur und nicht der der Leidenschaft gefolgt bist!"

"Ihr seht also doch ein, daß ich Ursache, gerechte Ursache zu Groll und Leidenschaft habe?" fragte Ultrico, durch diese Introduction plötzlich feck werdend.

"Ursache und Recht zur Leidenschaft hat niemand" entgegnete ruhig Gianibelli. "Die Leidenschaften sind es, welche uns vom Ebenbilde Gottes entfernen — und dem Bösen zuneigen. Was Ihr edle Leidenschaft nennt, ist nur die Brücke zum Bösen und Unedeln?"

"Bei welchem Kirchenvater lasst Ihr die Stelle? oder welcher Mönch ertheilte Euch die weise Lehre?"

"Ich kann mich nicht entsinnen, obwohl ich die Kirchenväter so ziemlich im Kopfe habe. Ich spreche nur meine Ueberzeugung aus, ich gebe ein Blatt aus dem Buche der Lebenserfahrung und Prüfung. Hast Du Zeit und Lust mich anzuhören, so bin ich bereit, Dir mein Selbst zu enthüllen — so, daß Du mich endlich begreifen lernen wirst."

"Schwerlich werde ich Euch jemals nachahmen. Doch will ich Euch anhören!" lachte Ultrico leicht. "Nur bitte ich Euch, gebet Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist. Oder laßt es vielmehr und predigt nicht wie ein Mönch!"

Ultrico fand seine Befriedigung in dem übermüthigen Tone, den er jetzt anschlug. Gianibelli lächelte schmerzlich dazu und sprach: „auf Verständniß rechnete ich bei Dir nicht. Ich hoffe nur, daß Du, wenn ich zu Ende bin, das Spotten verlernt hast. Ich habe wie Du durch die Welt geschwärmt und in meiner Jugend alles, was grünt und blüht, für mein Eigenthum gehalten. Da traf mich ein Schlag des Schicksals, wie ich es damals hieß, der Stahl der göttlichen Erkenntniß, wie ich es heute nenne. Luthers Lehre lernte ich zur selben Zeit kennen und wäre es den gewöhnlichen Verlauf der Dinge gegangen, so würde ich sie angenommen und für sie gestritten haben." In mir aber rief eine Stimme: auch das ist Irrthum! Auch das ist nicht das Rechte. Auch das ist menschlich Flickwerk, und der Doctor von Wittenberg hat den geheimen Schwerpunkt des Christenthums, das tief verborgen in den Symbolen liegt, noch nicht gefunden. — Wäre!"

"Wäre es nur die menschlichen Bahnen ge-

gangen," fiel Ultrico ein „so hättet Ihr seinen neuen Mönchsorden gestiftet! Nicht?"

"Ich wollt, ich hätt es gekonnt! Ich will es noch!" rief Gianibelli. "Ich will die Menschheit zu einem Orden vereinigen, ich will die Welt zu einem Kloster machen! Ich will, daß die Erde ihre Bestimmung kennen lernt, statt daß dies Geschlecht gleich Irreischen im Wirbelstanz dahintaumelt, freit und gefreit wird, damit neue Generationen die alte Tollheit beginnen. Ich will das papierne Buch der Weltgeschichte zerreißen, die Blutschrift derselben auslöschen, und will, daß die Menschheit ein Werk hinterläßt, welches den kommenden Welten Zeugniß redet, und daß sie ihre Kraft einzig an ein großes Ganze wendet. Dich hatte ich zur Vollführung meiner Idee auserlesen. Aber dazu müßtest Du ein anderer sein! Dazu hättest Du Dich der unreinen Elemente, die menschlich heißen und teuflisch sind, entäußern müssen. Dazu wollte ich Dich erziehen und darum nannten mich die Menschen streng und finstler. Darum wollte ich Dich zum Baumeister machen, damit Du den Plan zu dem Denkmal der Menschheit begreifen könntest. Darum wollte ich noch jetzt nicht Deine Heirath mit Margarethe Gruithusen zugeben, damit Du nicht unfähig für immer würdest zum Heil. Dazu wollte ich Dir Käthchen Helfast geben, um Dich von mir abhängig zu erhalten. Du warst der Träger einer Idee geworden, die noch Jahrhunderte braucht, um sich Bahn zu brechen; darum endlich stehe ich der Stadt Antwerpen bei, um mir die Dankbarkeit eines empfänglichen Volkes zu sichern, das mir die Mittel dazu gegeben hätte, meinen Plan vor dem Untergang zu sichern, bis die rechte Zeit gekommen sein wird. Beschäftigst Du mich nun?"

Ultrico war aufgegangen. Mit steigendem Interesse hatte er der feurigen Rede des Dheims gelauscht. Die heftigste Erregung hatte sich seiner bemächtigt.

"Das also war es!" donnerte er Gianibelli zu. "Das ist das neue Licht, welchem Ihr nachgestrebt. Ich könnte Euch sagen, Dheim, daß Dünste und Dämpfe, ein. eozogen an den Pyramiden Egyptens, in den Mauerschütten, und aus den Schiften der jüdischen Rabbiner, eine Verwirrung in Eurem Kopfe erzeugt haben, die nur schwer zu heilen sein

dürfte. Ich will das nicht thun und will, was Ihr mir eben von Euren geheimsten Gedanken so enthülltet, nehmen, als was Ihr es gebt: als einen großartigen Plan, als eine weltbewegende Idee. Nun aber stehe ich hier als Vertreter der Menschen und frage Euch: „wer betraut Euch mit der Gottheit? Wer giebt Euch das Recht, die Menschheit zu einem Zwecke vereinigen zu wollen, und wo holt Ihr die Treue her, Eure Ueberzeugung für Wahrheit zu halten. Ist das der Zweck des Geistes? Ist der Geist nicht der liebende Bruder der Menschheit? Ihr aber wollt ihn zum Herren setzen und sie zur dienstbaren Sklavin, die ihr scheltet, weil sie sich nicht zur Erzeugung eines Bastards preisgiebt. Verflucht sei solche Ueberhebung! Ihr habt mich einst ob meiner Herzlosigkeit verdammt — weil ich einen kleinen Leichtsinns begangen, der menschlich war. Und nennt Ihr es Herz haben — wenn Ihr auch nur den Gedanken fassen möchtet, die Menschheit um den Zweck des Lebens zu betrügen? Und ich sage Euch und allen Mönchen und Kliesen der Mönchzeit: der Genuß ist der Zweck des Lebens. Und was Ihr vergänglich und eitel nennt, es liegt tieferer Sinn darin, als in den Katafomben und Labyrinth, in der Apokalypse und dem Talmud. Bringt den Menschen um seine Leidenschaften, seine wechselnden Empfindungen, seine Schmerzen und seine Leiden, und Ihr habt ihn um sich selbst gebracht. Vereinigt heute die Erde zu dem einen großen Denkmal, wie Ihr es nennt, überkluppelt die höchsten Berge und überwölbt den Ocean — so wird in der Mitte der anachoretischen Bauleute einer stehen, der da sagt: zerschlagt euren Bau und errichtet euch Palläste, daß ihr schön wohnen mögt. Und er wird Recht haben! Mich wolltet Ihr für Euren Plan erziehen. Warum? Weil Ihr selbst fühlte, daß Ihr dazu noch wenig taugtet, — weil Ihr fühlte, wie wenig „rein“ Euer Ehrgeiz als Künstler — Euer Haß gegen den König von Spanien, Eure Anbetung der Elisabeth von England sei! Glaubt mir, Dheim, wenn etwas teuflisch ist, so sind es solche Pläne. Im Mörder kann ich noch den Menschen erkennen, in Euch, Federico, wenn ich Euch nicht noch andere kannte, vermöchte ich es nicht!“

Mächtig erschüttert wurde Gianibelli durch

diese Antwort. Der sonst so starke Mann schluchzte und vergoß Thränen. Noch einmal aber raffte er sich auf: „so weigerst Du Dich der Erbe meines Plans zu sein?“

„Ja! und abermals ja!“ antwortete Avatesta ernst. Der Dheim reichte seinem Neffen schweigend die Hand und sagte: „dann habe ich an Dir gesündigt! Vergieb mir! Ich habe umsonst gearbeitet, ein halbes Leben. Das sei meine Strafe! Wir verstehen einander nicht.“

„Doch! Eben, daß wir uns nicht verstehen, das ist unser Verstandniß!“

Beide erheben sich von dem Platze und schritten der Stelle zu, wo der alte Schiffer ihrer harrte. Derselbe hatte mit Verwunderung den lauten und heftigen Reden seiner Passagiere gelauscht, von denen er, da sie in italienischer Sprache geführt wurden, nicht ein Wort verstand. Im Augenblick der Trennung raunte seinem Neffen Gianibelli zu: „wenn Dir das Leben, welches Du eben vertheidigst, lieb ist — so verlaß das Lager des Herzogs in der Nacht vom vierten bis fünften April. Geh nach Gent — oder sonst wohin. Ich habe Dich gewarnt und nun gut!“

Noch voll, beinahe überwältigt von den gehaltenen Eindrücken, kehrte Ulrico zum spanischen Lager zurück. Es blieb ihm nicht viel Zeit zu weiterem Nachdenken. Hauptmann Antonio kam ihm in den Weg und sprach ihn sofort an: „wo Du nur steckst! Der Herzog hat sich eifrigst nach Dir erkundigt und mich beauftragt, Dich, sowie Du gefunden seist, zu ihm zu schicken!“

„Nicht zu führen?“ fragte Ulrico unbedacht.

„Dein Gewissen muß schlecht sein,“ bemerkte der Spanier finstern, „wenn Du das vom Herzog erwarten kannst. Geh nur zu ihm!“

Der Gelehrte unterdrückte seine Besorgnisse und begab sich zu Herzog Alexander. Mit dem alten Wohlwollen nahm ihn dieser auf und unterhielt sich über wissenschaftliche Gegenstände lange Zeit. Erst als sich Ulrico verabschieden sollte, sagte er mit Bestimmtheit zu ihm: „der antwerpische Spion von heute war Euer Dheim, der Baumeister Gianibelli!“

„Ulrico trat betroffen einen Schritt zurück. „Fürchtet nichts,“ lächelte Alexander. „Ihr thätet ganz

recht, den Verwandten nicht zu verrathen und ich entließ ihn, weil ich ihn nicht fürchte!"

„Und wie, Herr, wußtet Ihr, daß er es sei!"

„Italiener? Und Eure Blicke? Und seine Sprache und Gestalt? — Geh! geht, Ihr traut mit wenig Scharfsicht zu. Hat er Euch übrigens etwas gesagt, das ich erfahren darf?"

Er warnte mich vor der Nacht zum vierten bis fünften April. Er rieth mir aus dem Lager zu gehen."

„Man will da mit seinen Brandern die Brücke angreifen. Der antwerpische Kriegsrath hat's festgesetzt, wie mit der Praedicant Petrus Hemocarbo aus der Stadt meldete!" sagte gleichmüthig der Herzog. „Ihr habt volle Freiheit, Kvatoſta! Geh, wohin Ihr wollt! Der Hauptmannsdegen, um den Ihr neulich nachsuchtet, liegt für Euch zu jeder Stunde bereit. Seit denn ein ganzer Thukydides und nehmt an dem Kriege Theil, dessen Geschichte Ihr schreiben wollt!"

„Ich bleibe hier: die Gefahren theile ich!" rief Ulrico hingerissen. Herzog Alexander lächelte.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kurort Streitberg.


Eine Skizze

von

Georg Horn.

(Schluß.)

II.

ir haben mit der Erklärung unseres Professors zu beginnen. „Das, was Sie an und in sich spüren, Gnädigste," hebt er an, „mag wohl in folgendem liegen. Die Vegetation in dem Thale ist eine sehr üppige, und ist das ganze Thal mit dem schönsten Laubholz untermischt mit Nadelholz bewachsen. Schon dadurch wird eine stete Lufterneuerung unterhalten; zweitens besteht das ganze Gebirg aus Jurakalk, Dolomit und Tuffstein, also aus kohlensaurem Kalk. Beweis dafür, daß wo man einen Tropfen Säure auf den Erdboden fallen läßt, sich sogleich immense Blasen von Kohlenensäure aufblähen. Derselbe Prozeß, nur nicht so sichtbar, dagegen sich auf die ganze Ausdehnung des Gebirges erstreckend, geht bei der fortwährenden Verwitterung des Gesteines vor; wobei die Kohlenensäure,

welche dadurch frei wird, der Luft sich beimischt. Die Kohlenensäure besteht aber aus zwei Atomen Sauerstoff, einem Atom Stickstoff. Der Stickstoff wird von der Pflanzenwelt resorbirt, und der Sauerstoff verbleibt vor der Hand der Luft. Schluß davon, daß die Luft hier sauerstoffreicher ist als anderswo. Gleicht sich auch, wie chemische Experimente beweisen, der verschiedene Sauerstoffgehalt der Atmosphäre sehr rasch wieder aus, so sind diese Verhältnisse doch ein zweiter mächtiger Faktor der Erneuerung der Luft und der Erhaltung ihrer Reinheit." — „Es ist genug — genug Professor; ich habe nichts verstanden und weiß alles." „Aber den Schluß, gnädige Gräfin, die Anwendung auf Streitberg." — „Ich will nichts mehr hören, Professor, ich halte mir die Ohren zu." Der Professor besteht darauf zu vollenden. Wir können nicht sagen, ob er schon tauben Ohren gepredigt hatte, aber hier hätte er es gethan, wenn nicht der Höhlenaufseher am Eingange der Höhle sich gezeigt und gemeldet hätte, daß alles bereit sei. Er bringt zugleich das leinene Staubhemd aus dem Kleidermagazin des Professors. Letzterer läßt den Burnus als Argument der Protestation gegen das Ueberwerfen des Staubhemdes nicht gelten. Der Burnus sei viel zu neu und schön, es thue ihm weh, wenn er verdorben werde. Bei der wunderlichen Toilette verrichtete er Kammerjungferdienste. Die Geschmückte betrachtet sich kopfschüttelnd unten und oben, vorne und hinten, sie scheint sich keinen Geschmack abgewinnen zu können. Welcher Schreckensschrei aus ihrem Munde! Ein kleiner Salamander kriecht auf ihrer Hand. Sie schleudert ihn dem Professor in das schadenfrohlachende Gesicht. „Abscheulicher," ruft sie, „ich hasse alles kriechende! Kommen Sie," herrscht sie ihm zu. Anstatt zu gehorchen, macht er einen Seitensprung, reißt einen Büschel Pflanzen aus dem Boden und ruft freudeerfüllt, einen langen lateinischen Namen in die Luft, indem er jauchzend hinzusetzt: „o Himmel — o Glück" — die Hand der Gräfin erfaßt und diese durch den engen Eingang der Höhle mit sich fort reißt. Ein feuchter Luftzug dringt ihnen entgegen. Um sich an den Schein der im Zugwinde unruhig flackernden Lichter zu gewöhnen, bedeckt die Gräfin ihre Augen. Ihr Führer macht Halt, sie blickt um und über sich und — schweigt. Sie sieht sich in einem ungeheuren, wie gewölbten

Räume, von dessen Wänden, von dessen Decke die unzähligen Lichter die wunderbarlichsten Gebilde aus Tropfsteinen erkennen lassen. Dieser eigenthümliche und großartige Anblick war es aber nicht, der die Gräfin verstummen machte, es war dies der rasche und grelle Contrast zwischen dem Leben draußen und dem Schweigen, dem Tode hier. Man thue ihr nicht Unrecht, sie hatte wohl ihre ernstesten Stunden und in diesen war ihr der Gedanke, daß in einem Augenblicke sich so Vieles und Großes, Leben und Tod begegnen könne, stets unbegreiflich und fürchterlich gewesen. Hier in dieser Umgebung wird es ihr begreiflich. Sie glaubt sich an die Stätte des Todes versetzt. Zu ihren Füßen erblickt sie Urenntwürmer; die unruhig wehenden Flammen dauern ihre abgetriebene Seelen, das dumpfe Schweigen um sie her ist ihr das Schweigen des Gerichtes, und das eintönige Fallen der Wassertropfen eine Mahnung an die Lebenden: „gedenke des Todes, Mensch, wann Dein Leben noch so lange währet, es vergehet doch.“ Da fällt ihr Blick auf das Wasserbecken zu ihren Füßen, sie nimmt lebende Geschöpfe wahr, die darin schwimmen — ihr gepreßtes Herz erleichtert sich. Der Professor macht sie auf die Wandmilch, eine Verwitterung des Tropfsteins, aufmerksam, auf das sogenannte Teufelskonfekt, lose im Wasser liegende mit Kalkspatkrystallen überzogene Stücke Kalksinter; er nimmt einen Anlauf zu einer tiefen Untersuchung der Entstehung und Fortbildung der Tropfsteine. Die Gräfin macht eine abwehrende Bewegung. „Wir müssen eilen,“ bemerkt er, „wir haben noch sechs solcher Höhlen zu besuchen. Machen Sie es mit nach.“ Er wipft sich auf den Boden, um auf dem Bauche durch die enge Oeffnung in die Höhle zu kriechen. „Nein, Professor, ich kann nicht langer hier bleiben. Bleiben Sie nach Herzenslust; ich werde Sie vor dem Eingange erwarten.“ Dem Professor wird es schwer, seine Freude über diesen Entschluß zu verbergen. Der Aufseher bringt die Gräfin bis an den Ausgang. Wie wohl, wie leicht wird ihr wieder! Eine halbe Stunde stiller Vertiefung in das blühende, schallende Leben der Natur um sie her ist hinreichend, die düstern Eindrücke zu verwischen und ihre Heiterkeit wiederherzustellen. Ein Klagen aus dem Innern der Höhle trifft jetzt ihr lauschendes

Ohr. Es ist die Stimme des Professors, der alsbald haarkaupt und mit ringenden Händen vor ihr steht. Seine Klagen tönen seinem Hute. „Ihr Hut?“ fragt die Gräfin lachend. „Mein Hut, mein schöner Hut — im Abgrunde liegt er. Ich hatte mich zu tief hinabgebeugt.“ „Das kommt, wenn man zu neugierig ist, Professor. Sie sterben keinen natürlichen Tod. Die Neugierde und die Wissbegierde werden Sie noch nach Aegypten treiben, und die Zähne und der Magen eines Krokodills dort Ihr Fatum sein. Denken Sie an mich, wenn Sie durch die Gurgel des Ungeheuers schlüpfen. Der Hut kann Ihnen eine Warnung sein. Aber wo haben Sie Ihre Blumen?“ „Auch im Abgrunde,“ berichtet er trostlos. „Wollte in der Eile mit der Hand, in der ich sie hielt, nach dem Hute raffen.“ — „Trösten Sie sich, Professor, ja freuen Sie sich, daß Sie durch den verlorenen Hut sich die Unsterblichkeit erobert haben, welche Ehre Ihnen sonst wohl nicht wiederfahren wäre. Ueber kurz oder lang wird man in den Abgrund hinabsteigen, ihn untersuchen — man wird Ihren Hut und in diesem Ihren Namen finden. Sie werden der Gegenstand der Forschungen von Fehdekriegern, die Materie von Quartanten werden, bloß weil Ihr Hut vorgezungen ist, wohin Ihr Kopf nimmermehr gekommen wäre. Also trösten Sie sich.“ Es kostet ihr auf dem Rückwege wirklich Mühe, ihn zu beruhigen.

Wir finden die Kurgäste, der Mittagstafel harrend, bereits im Kursaale versammelt. Ich hatte eigentlich dieses Wort, dem Baden-Baden und Wiesbaden eine so stolze Bedeutung gegeben haben, nicht gebrauchen sollen. Was man in Streitberg den Kursaal nennt, ist ein langes freundlich tapezirtes mit Sophas und Spiegeln ausgestattetes Zimmer, von welchem eine Glashütte auf die Terrasse führt, und von dessen muschelinhängenen Fenstern man einen Ueberblick über das ganze Thal gewinnt. Die Tafel ist gedeckt; weißes glänzendes Leinen, milchweißes Porzellan, blinkende Gläser und Wasserflaschen und zwischen letzteren mächtige Rosenbouquets in Vasen machen die einfache, aber anmuthige Ausrüstung der Tafel aus. Der Kaufmann läßt sich gegen den Maler mit vieler Lebendigkeit über die Reichhaltigkeit der Petrefaktensammlung aus und über die Schönheit und Seltenheit

ihret Exemplare; die Freifrau von und zu spricht zu dem Doktor von Ahnungen und schlimmen Vorbedeutungen, die sie seit einiger Zeit und auch an diesem Morgen quälten, wo sie ihre Nachtschuhe vor dem Bette umgekehrt fand. Gläubig und voll stiller Begeisterung schaut das blonde Fräulein zu dem Poeten auf, der sich über die Volkspoesie und die merkwürdige Erscheinung, daß man einen Mythus z. B. aus hiesiger Gegend am schwarzen Meere oder am Himalaya wiederfinde, die Blut in das Antlitz geredet hat. Da erscheint die Suppe und mit ihr in rosenfarbenem Kleide und rosenbaren Mienen die kleine Gräfin. Ihr erstes Wort, nachdem sie die Anwesenden überblickt, ist eine Frage nach dem Professor. Man setzt sich zu Tische, dem der Doktor präsidirt, die Gräfin beginnt mit der Erzählung ihrer Abenteuer. Die Lebendigkeit, mit der sie schildert, die Naivetät, mit der sie erzählt, die witzigen Bemerkungen, die sie einstreut, bewirken, daß die Lachmuskeln denen des Magens den Rang ablaufen. Nachdem die Gluten sich etwas verlaufen haben, nimmt der Doktor das Wort: „die Gräfin hat den Höhlenaufseher erwähnt. Ich kann Ihnen von ihm und seiner Tochter zwei Stückchen erzählen, die Sie gewiß belustigen werden. Er ist ein Bauersmann, hat sein Häuschen, baut seine paar Acker Landes, und rechnet man dazu, was ihm jährlich die Höhle abwirft, so braucht man um sein bescheidenes Auskommen gerade nicht in Sorge zu sein. Voriges Jahr war seine ältere Tochter, Margarethe krank. Ich besuchte sie und hieß den Vater mit in meine Wohnung folgen, wo ich ihm aus meiner Hausapotheke eine Arznei für die Kranke zubereiten wollte. Hätten Sie das verlegene Gesicht sehen sollen, als ich sechs Gläser, aus denen allen ich Dosen geben mußte, aus dem Schranke auf den Tisch stellte! Den beiden ersten Mischungen sah er geduldig zu, bei der dritten hielt er mit dem Arm und wehrte ab. „So, Herr Doktor,“ sagte er leise und ängstlich, „jetzt wollen wir es genug sein lassen. Das wird schon helfen. Sie hat ja keine starke Natur.“ Der Doktor muß inne halten, um das Gelächter verhalten zu lassen. „Seine ältere Tochter Margarethe, während die jüngere Kunigunde heißt, verheirathete sich,“ fährt er fort. „Vor dem Aufgebot trug sie, wie üblich, ihre Schul-

zeugnisse, ihren Tauffchein und sonstige Papiere in die Pfarre. „Wie kommt es aber denn,“ bemerkt der Pfarrer, indem er die Zeugnisse prüft, „auf allen Zeugnissen lautet Dein Name Margarethe und auf dem Tauffchein Kunigunde.“ „Ja, ja, es ist schon wahr,“ stammelt sie betroffen, „weil ich meinen Tauffchein verloren, hab ich halt meiner Schwester ihren genommen.“ — „Aber betrachten Sie doch diese Rieseforelle, meine werthen Gäste, sie mag ihre fünf Pfund haben. Ich meine, wir dürfen aus Pietät für unsern Professor nicht eher Hand daran legen, bis er kommt. Es ist sein Lieblingsgericht. Wo er nur aber bleibt!“ Der Doktor hat noch nicht ausgeredet, so stürzt der Gemeinte herein mit verstörten Mienen und im blauen Frack mit gelben Knöpfen; in den enttäuschten Händen schwingt er ein zerrissenes und zerbrochenes rothes Parapluie. „Soll ich heute denn ein Unglückskind sein,“ jammert er. „Der Hut zum Teufel, das Parapluie auch! Mein Hut und mein Parapluie, o treue Gefährten! Aber daran sind nur Sie Schuld,“ wendet er sich zu der Gräfin, „nur Sie allein!“ „Was habe ich denn mit Ihrem Parapluie zu schaffen?“ „Weil Sie befohlen haben, daß es zu Hause bleiben soll und mein Pudel auch. Der Pudel ist ein unvernünftiges Thier“ . . . „Dem Sie aber immer Vernunft vindiziren wollen,“ schaltet die Gräfin ein. „Kann sich aber die Vernunft meines Pudels auf ein Parapluie erstrecken,“ ruft der Professor klagend, „kann er wissen, welches brauchbares Instrument das für seinen Herrn ist, und daß er damit nicht umspringen kann, wie mit meinen Filsocken.“ „Sie hätten es wegräumen lassen sollen; es ist immer nur Ihre Schuld.“ „Kann man an alles denken — früh arbeite ich im Bette; ich brauche Helle, aber die Sonne ist mir doch zu lästig — da spanne ich im Bette das Parapluie auf. Der Pudel hat sich in das Bett gelegt und dem Parapluie den Garaus gemacht.“ „Das ist also die Unglücksgeschichte, Professor? Legen Sie das Parapluie auf den Tisch. Wie? Sie wollen nicht? Ich würde Sie keines Blicks mehr.“ Das trifft. Der Professor sinkt zerknickt in den Stuhl. „Gut, setzen Sie sich an meine Seite; ich habe den Platz für Sie aufbewahrt — hier ist eine Forelle, die wir Ihnen gleichfalls aufbewahrt haben — und

bei solchen Gunstbezeugungen können Sie noch über ein elendes Parapluie jammern! Jean, nehmen Sie das Parapluie und werfen Sie es in den Ofen — bleiben Sie sitzen, Professor, bleiben Sie sitzen, ich halte Sie beim Frackflügel. Jean, ich befehle es Ihnen. Gut. Eilen Sie mit Ihrer Florelle, Professor, der Braten kommt.“

Die Tafel ist zu Ende. Die Gesellschaft strömt hinaus auf die Terasse. Alle sammeln sich um die Mutter und die kranke Tochter, die man auf einem Tragstuhl an die Sonne gebracht hat. O, wie schwellt die warme dufelige Luft die müde, lechzende Brust; wie schlägt das Herz hoch auf, wie in jenen Tagen frischen Lebens voll goldenen Hoffens! Du brechendes Herz lauschest so gerne dem Abendläuten, als so geliebten Tönen. Weißt Du nicht, daß die letzten Glockentöne auch die stärksten sind? Sie blickt nach dem Himmel, als nach einem Freunde; aus ihrem hellen Auge strahlt eine heil'ge Sehnsucht. Der Erde gehört sie nur noch mit einem müden Lächeln an, das sich durch die vergeisteten Züge schleicht; es ist ein stummer Dank für den Freund der Schwester, der durch Vortrag von Poesien sie zum Himmel vorbereitet für die Freundinnen, die ihre weißen durchsichtigen Hände küssen, und mit Rosen ihr Haupt und das weiße Gewand schmücken. Weinet nicht, ihr Freundinnen, daß ihre Rosen hier nur kospeten, sie blühen im Jenseits und ewig; die Kelche brechen bald auf — bald steht ihr das Roth auf ihren Wangen! Das ist die Wonnestätte jener Welt!

Die Fuhrwerke, ein Leiterwagen für die Männer, eine Kutsche für die Damen sind vorgefahren. Der erste, der auf dem Leiterwagen erscheint, ist der Pudel des Professors, er selbst folgt nach; ein zerfaltertes Strohhut prangt auf seinem Kopfe, der Pudel liegt auf seinen Knieen; er läßt ihn nicht mehr zu Hause. Alle haben ihren Platz eingenommen, nur die Edle weigert sich, in der Kutsche bei den drei Damen Platz nehmen zu wollen; sie will durchaus auf dem Leiterwagen sitzen. Sie beharrt auf ihrem Willen, bis sich der Doctor gemüßigt sieht herabzusteigen, und durch einige freundliche Worte sie bestimmt, von ihrem Willen abzulassen. Nachdem die Wagen gen Gösweinlein abgefahren, begeben sich die zwei Waller auf den Weg, aber in sehr profaner Kleidung, der Maler im Strohhute,

im leinenen Kittel, eine Mappe unter dem Arme, die Gräfin in rosenfarbenem Kleide, dem sie noch einen leichten Shawl und einen Strohhut mit Feldblumen und flatternden Bändern hinzugefügt hat. Als der Ausgangspunkt eines schiefwinkligen Bergrückens, der in das von Muggendorf nach Streitberg führende Thal hervorspringt, steht die Burg ruine Reideck, von der einen Seite Streitberg, von der andern Muggendorf zugewendet. An dieser Seite liegen am Abhange des Berges und überschattet vom Dunkel eines prächtigen Laubwaldes, einige zerstreute, niedrige mit Schindeln und Stroh bedeckte Häuschen, der Weiler Haag, das Ziel unserer Waller. Die Besitzer dieser Häuschen heißen Wunder und gehören einer Familie an, die schon seit drei Jahrhunderten auf dieser Scholle haust. Welcher der stolzen Burgheren hätte es sich ahnen lassen, daß diese Familie, auf deren Besitzthum er vielleicht wie auf einen Ameisenhaufen herabblicken mochte, sein stolzes Geschlecht soweit überleben würde, daß sie die Ruinen der Burg als ihr Eigenthum erwerben konnte, zu deren Erbauung ihre Frohndienste aufgeben wurden! An diese Familie knüpfte sich eine Sage der Umgegend. Einer derselben glaubte einst im Traume eine Stimme zu vernehmen, die ihn nach Regensburg auf die Brücke gehen ließ. Er folgte dem Rufe und wanderte von Morgens bis Abends an dem bezeichneten Orte auf und ab, ohne daß ihm etwas besonderes begegnet wäre. Am Abend, eben als er im Begriff war, sich auf den Heimweg zu machen, tritt ein alter Bruder Stelzbein an ihn heran. „Sagt mir doch, bei St. Wenzel,“ begann dieser, „was Ihe sucht! Den ganzen Tag über habe ich Euch schon beobachtet.“ Der Befragte erzählte die Veranlassung seiner Anwesenheit. „'s ist doch sonderbar bei St. Wenzel,“ versetzte darauf der Alte, „mir hat es Nacht geträumt, im Haag — weiß ich's, wo das Nest liegt? — in der Scheune, die nach Mittag steht, dreißig Schritte vom Eingange gerade vor, sei zwölf Schuh unter der Erde ein goldner Fuchs begraben. 's ist sonderbar, bei St. Wenzel, meint Ihe nicht?“ Der Haager wußte jetzt, wozu er auf die Regensburger Brücke beschieden worden war, in der genannten Scheune erkannte er die seine. Er grub nach und soll den goldenen Fuchs wirklich gefunden haben. Jetzt könnte einem Zweig der Sa-

milie ein zweiter solcher Traum und Fund gerade sehr gelegen kommen, denn jüngst las man im Intelligenzblatte von Oberfranken gegen einen Wunder von Haag das Konkursverfahren eingeleitet. — Dies und Aehnliches bildet unterwegs den Stoff der Unterhaltung. Sie stehen vor einem Hause, das von Fachwerk gebaut, von der Vorderseite der Düngergrube zu entwachsen scheint, während es sich von der Rückseite an einen bergangehenden Baumgarten entlehnt. Es ist der Schrein, der die Madonna einschließt. „Guten Abend, Frau Wunderin,“ ruft der Maler einer ältlichen Frau zu, die, in einem Tuche auf dem Rücken ein kleines Kind tragend, seitwärts vom Hause am Backofen beschäftigt ist. Die Genannte wendet sich um. „Jesus Christus, der gute Herr,“ schreit sie auf, „der gestern der Kundel*) einen funkelneuen Zwölfer geschenkt hat. Seien Sie mir schönstens gegrüßt.“ Sie reicht ihm die braune Hand. „Nu, und die da?“ fährt sie fort, wobei sie die Gräfin vom Scheitel bis zur Sohle mustert, „wie nennt man Sie denn? Ja, ja, ich kann es mir schon denken. Er wollt' seiner Frau halt auch die tollen Leut weisen, die Ihm gestern so lang vorgeplappert haben.“ „Vor allem, Frau Wunder, sagt mir, wem dies Kind gehört, die nothwendigste Requisite einer Madonna,“ bemerkt die Gräfin, nachdem sie sich von ihrer augenblicklichen Verlegenheit erholt hatte. „Nu, sehen Sie, der kleine Balsg gehört der Magd und dem Knecht. Wir können sie halt nicht entbehren, sind ein paar tüchtige Arbeiter, wir müssen sie alle zwei haben, wenn sie auch zu dritt' sind.“ Die Bäuerin führt ihre Gäste in die Stube. Beim Eintritt greift die Gräfin schnell nach ihrem Taschentuche, ihr Begleiter öffnet ein Fenster. Die Bäuerin treibt die jungen Schweinchen und die Hühner in die Ställe unter den Ofen, legt das Kind in die ungezimmerte Wiege, wischt darauf mit dem Tuche, in welches das Kind gebunden war, schnell den Unrath der Thiere von Tisch und Stühlen, breitet es auf dem ersteren aus und fragt endlich, womit sie aufwarten könne. „Mit nicht viel,“ antwortet der Maler, „wir wollen nicht lange bleiben. Etwas Milch, Brod und Butter. Seid Ihr denn ganz

allein zu Hause. Wo ist Euer Mann?“ — „Der ist auf dem Feld und die Kundel fährt mit dem Kleinknecht Mist.“ „Hören Sie, die Welt wird also mit einer Madonna del Mistto beglückt werden!“ „Spotten Sie immerhin, meine schöne Gräfin. Sie werden entwaffnet werden.“ „Hätten nur heut und gestern die Freude der Andl über den Zwölfer sehen sollen!“ fährt die Bäuerin fort. „Der Herr schenkt mir schon noch einen, wenn er wieder kommt, hat sie gemeint. Aber wissen Sie, dem Kleinknecht war's nicht recht, mir schien's als wenn er eifern thäte! Verstehen mich schon, der Herr. Sie müssen aber mit dem Mistwagen alle Augenblicke kommen.“ Sie geht hinaus. Die Gräfin orientirt sich in der geräucherten Stube, in der das Geschrei des Kindes, das Gackern der Hühner und das Grunzen der Schweinchen die Pause auf das Angenehmste ausfüllen. „Stall, Küche, Schlaf-, Wohn-, Arbeits- und Empfangszimmer vereinigt. Welche patriarchalische Einfachheit, welche Poesie!“ ironisirt sie. Frau Wunderin kommt mit einem Topf Milch in der einen, mit Butter in der andern Hand zurück. Nachdem sie beides abgesetzt und einen Laib Brod und zwei Messer mit den Spuren dreimaliger Mahlzeit dazu gelegt hat, nimmt sie vom Schüsselbrette einen zinnernen Teller und zwei Gläser, die aber ihre Eigenschaft, die Durchsichtigkeit gänzlich eingebüßt haben, und in welche sie die Milch eingießen will. Der Maler wehrt ab: „es ist uns lieber, Frau Wunderin, aus dem Topfe zu trinken.“ Wie es ihren Gästen beliebt, ist's auch ihr recht. Darauf nimmt sie den Teller, bemerkt aber, daß er doch nicht mehr so hell glänze und auch, daß die Fliegen einige Spuren darauf zurückgelassen hätten, was doch nicht ganz in der Ordnung sein möchte; dem abzuhelfen, spuckt sie zwei bis dreimal hinein, wischt ebenso oft mit dem Rocke darin herum, legt die Butter darauf und wünscht recht guten Appetit. „D idyllisches Leben, Dein Anblick allein stillt allen Hunger!“ seufzt die Gräfin, deren Appetit durch die Wanderung rege gemacht worden war. Ein Mistwagen fährt am Hause vor. „Das ist sie, die Kundel,“ meldet die Alte. „Die?“ sagte die Gräfin durch das Fenster auf eine schlanke Gestalt zeigend, die baarsuß im grünen Rocke und Leibchen und im

*) Kunigunde.

rothen Kopftuche eben mit dem Ausspannen der Röhre beschäftigt, wobei ihr ein derber, stämmiger Bursche behilflich ist. Der Maler nickt, durch seine Züge geht ein triumphirendes Lächeln. Die Mutter ruft ihre Tochter in die Stube. Die Augen des Malers flammen, die Erschnte tritt ein, wirft einen Blick auf die kleine Gräfin, — und bleibt den Kopf tief auf die Brust gesenkt, hart am Eingange wie festgewachsen stehen. Weder die Scheltworte der Mutter, noch die freundlichen Bitten des glühenden Kunstjäüngers können sie bewegen, näher zu treten, oder auch nur den Kopf aufzuheben. Endlich zieht letzterer das Zaubermittel, wie er wähnt, einen neugeprägten Zwölfer hervor. „Siehst Kundel, das bekommst Du, wenn Du Dich neben mich auf den Stuhl setzt,“ sagt er und läßt das Goldstück recht verführerisch in seiner Hand glänzen. Die Augen des Mädchens lugen von unten darnach hervor — es zieht, sie geht einige Schritte vorwärts — da steht sie wieder, immer den Kopf gesenkt, was den Maler in Verzweiflung bringt. Der Mutter reißt jetzt ebenfalls die Geduld, mit geballter Faust giebt sie ihr einige derbe Stöße in den Rücken — „Armes Ding,“ bemitleidet die Gräfin, „wirfst für deine Schönheit noch geprügelt“ — packt sie um die Hüften und auf dem Stuhle sitzt sie. Ja sie sitzt und der Zwölfer liegt in ihrem Schooße, aber das Schaugeld zu verdienen, um zwölf Kreuzer den Kopf nur ein einziges Mal emporzuheben, dazu bezeigt sie noch keine Lust. Der Maler will vertraulich ihr näher und näher rücken — da springt sie auf und — „Haben Sie sie gesehen?“ spöttelt die Gräfin. „Malen Sie die Madonna doch, wie sie sich Ihnen gezeigt hat, ohne Gesicht. Dies werden die Kunstkritiker als den höchsten Ausdruck jungfräulicher Reinheit und weiblicher Scheu, als den genialsten Zug Ihres Gemäldes anpreisen.“ Der Maler ist etwas gereizt. „Und Sie werden sie doch noch sehen,“ betont er im Aufstehen, nimmt seine Mappe und verläßt die Stube. Nach acht bis zehn Minuten erschallt hinter dem Hause gräßliches Gekreische einer Mädchenstimme. Beide, die Bäuerin voraus, die Gräfin ihr auf dem Fuße folgend, eilen durch eine Hinterthüre in den Baumgarten. Die Kundel kommt ihnen mit Zeter Mordio entgegen — auf dem Rasen

liegen zerstreut die Blätter aus des Malers Mappe herum, er selbst befindet sich mit dem Kleinknecht im wüthendsten Faustkampfe. Die Bäuerin wendet einige Male ihre zarte Hand in dem Gesichte des Kleinknechts um, packt ihn dann im Rücken, reißt ihn von dem Maler los und wirft ihn auf den Boden, worauf sie ihn abermals mit einer reichlichen Portion Ohrfeigen und mit den schmeichelhaftesten Beinamen bedient. Der Bursche schluchzt jämmerlich. „Hat schön thun wollen mit der Kundel“ stammelt er „hat sie abmalen wollen, das leid ich nicht, kann Hexerei mit ihr dann treiben. Bin gerade zur rechten Zeit gekommen.“ So groß anfangs der Schreck der Gräfin gewesen war, so groß ist wieder ihre Heiterkeit, als sie ihren erschöpften Begleiter den Händen des Haager Dthello entrisst sieht. „Sie Märtyrer der Schönheit,“ wendet sie sich mit dem Tone scherzhaften Bedauerns an ihn und beugt sich auf den Boden, um die Blätter zusammenzulesen. „Lassen Sie das — lassen Sie das“ flüstert er ihr zu „sie hat den Kopf aufgehoben — blicken Sie in das Engelsgesicht — Habe ich nicht gesagt, daß Sie es noch sehen werden?“ „Ja die schwarzen Augen mit den langen Wimpern und den feinen, langen Braunen sind wirklich sehr schön“ beginnt sie nach einer Weile ruhiger Betrachtung zu dem Maler, der seine Mappe in Ordnung brachte, und jetzt gespannt ihrem Urtheile lauscht. „Auch die Lippen sind wunderschön geschwungen und gefärbt, aber das werden Sie mit auch zugeben, daß in dem Gesicht etwas Blödes, Hartes liegt, zu wenig Bergeistigung. Und dann die fettige, schmutzige Haut, auf der die Wasserscheu so deutlich ausgeprägt liegt! Im Ganzen genommen, es ist ein Gesicht, in das man sich wohl verlieben, das man aber nie anbeten könnte, wenn Sie es auch idealisiren wollten. Und jetzt kommen Sie. Bemerken Sie die Tigerblicke, die der Bursche auf Sie wirft? — Kommen Sie!“ — Vor dem Kurhause angekommen, reicht die Gräfin ihrem Begleiter dankend die Hand. „Ich muß Ihnen aber gestehen,“ bemerkt sie dabei, „daß ich mit sehr wenig Erbauung von der Wallfahrt zurückkomme. Alles, was ich diesen Nachmittag gesehen und erlebt, ist wahrhaftig nicht geeignet, mich zu Ihren Ansichten zu belehren. Ich begreife nicht,

wie Sie nach dem allen" — „Ich weiß, was Sie sagen wollen, liebe Gräfin," fällt der Maler ein. „Es ist aber eine irrige Meinung von Ihnen, daß ich die Poesie lediglich bei den Bauern zu finden glaube. Ich nehme sie, wo ich sie finde, dazu ist man in dieser poesiearmen Zeit ja gezwungen." Die Gräfin schüttelt ungläubig den Kopf. „Wollen Sie sich überzeugen davon, so bitte ich Sie, mit in mein Zimmer zu folgen. Ich habe diesen Morgen etwas vollendet." „Vollendet? das muß ich sehen." Der Maler lüftet mit verschmizter Miene einen Vorhang — vor den Zügen eines Burgfräuleins, die von dem Söller der Burg in Liebessehnsucht nach dem Geliebten ausschaut, erröthet die Gräfin als vor ihrem eigenen Bilde. —

Die Gesellschaft ist von ihrem Ausfluge nach dem Kloster Göswein stein befriedigt zurückgekehrt. Der Professor schleicht sich hinweg und schlägt den Weg nach der Streitburg ein. Soll dieser Abend doch zum Wendepunkt seines Lebens werden, soll er von der Andl doch Antwort bekommen, und daß sie ihm ihr ferneres Lebensglück in einem „Ja" zuflüstern werde — der Professor zweifelt am allerwenigsten daran. Sein Herz ist ruhig und nicht von Qualen der Ungewißheit bestürmt, denn er sucht in dem Gemäuer, da die Andl noch nicht da ist, nach Pflanzen und Steinen. Ein lautes Geräusch dringt vom Eingange der Ruine zu ihm, so lacht nur die Andl. Er geht ihr entgegen. Was soll das heißen? Ein junger baumstarker, rothwangiger Bursche hat den Arm um ihre Schultern gelegt und sieht ihn, den Professor so recht hämisch an! „Ich soll Ihnen sagen, ob ich Sie heirathen will," redet die Andl ihn an. „Da steht meine Antwort" — hier zeigt sie auf den Burschen, mit dem sie vertrauliche Blicke wechselt — „und der Antwort werd ich nimmer untreu. Wissen Sie es? Und künftighin sein Sie so gut, mich ungeschoren zu lassen." Die Andl lacht wieder und er? Er wischt an der grünen Brille herum und lockt seinen Pudel. Ob er auf dem einsamen Rückwege flucht, ob er über sein Mißgeschick weint? Ueber eine schöne Versteinerung, die ihm der Pudel aus dem Sande hervorscharret, beruhigt er sich vollkommen. — Ueber den Ruinen der Meideck kommt der Mond herauf, die Brunnen plätschern und die müden Menschen schlafen, durch

die Agrüne Sommernacht zieht ein leises Wehen. Der Maler lauscht von der Terrasse diesen Liebesblicken der Natur; da klopft ihm der Professor auf die Schulter und bestellt das Bild der Andl ab. Ein derber Fluch entfährt dem Gestörten. „Meinetwegen," wendet er sich unwillig nach dem lästigen Gefährten, „aber wenn Sie mir fünfzig Louisdo'r gegeben hätten, was Sie mir jetzt entzogen haben, können Sie mir nie bezahlen." Still — doch still. Aus dem Gemäuer schwebt über das Thal der Gesang eines alten Volksliedes, anfangs leise, dann stärker, dann wieder leise. Wer hätte es gedacht, daß die Andl und ihr Bursche so schön und zart singen können!

Hör' ich ein Sichelein rauschen
Wohl durch das Korn,
Hör' ich ein Feinslieb weinen,
Hat sie ihr'n Schatz verlorn.

Hast Du deinen Schatz verlorn,
So bist Du ganz allein,
So geh'n wir miteinander
Und binden Kränzelein.

Und binden Kränzelein beide
Aus Rosen und aus Klee.
Zu Regensburg auf der Brücken
Da liegt ein tiefer Schnee.

Und wenn der Schnee geschmolzen,
Das Wasser fließt dahin,
Fließ in mein Feinsliebs Garten,
Dahin steht all' mein Sinn.

In meines Feinsliebs Garten,
Da steh'n zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskatn,
Das andere schwarz-braune Nägelein.*)

Muskatn, die sein süße,
Die Nägelein, die sein frisch.
So will ich mein Schatz verehren,
Daß er mein nicht vergißt.**)

Der letzte, leise Ton ist verklungen. Im obern Stocke des Kurhauses wird ein Fenster aufgerissen, die Mutter des kranken Fräuleins erscheint, breitet, wie wenn sie etwas zurückhalten, zurückrufen wollte,

*) Gewürznelken.

**) Nach mündlicher Ueberlieferung niedergeschrieben.

ihre Arme in stummer Verzweiflung nach dem Nachthimmel aus und — sinkt zusammen. Die Brunnen plätschern lauter, durch den alten Weidenbaum zieht ein Rauschen, die Windharfe in den Ruinen haucht gebrochene Accorde; „Friede der Todten!“ betet der Maler.

„Habe ich das nicht geahnt?“ äußert noch selbigen Abends die Edle gegen den Doktor. „Sehen

Sie? Die Nachtschuhe! Die Nachtschuhe!“ Und jetzt, mein freundlicher Leser muß ich Abschied von Dir nehmen. Ich muß im Mondschein weiter wandern. Bleib einstweilen hier, Du willst, ja, ich sehe es Dir an, denn hier ist gut sein. Bald komme ich wieder, Dich weiter zu führen. Behüte Dich Gott bis dahin!

Jahresz.

G e d i c h t e.

Ich ging wohl stumm an Dir vorbei —

Ich ging wohl stumm an Dir vorbei,
Als hätt' ich nimmer Dich gekannt;
Doch ist's so lang' nicht, daß der Mai
Der Liebe mir um's Herz sich wand.

Und dieses Maien Rosen war
Dein blühend holdes Angesicht; —
Noch schaut so hell, noch schaut so klar
Wie ehemals Deiner Augen Licht,

Und schöner bist Du fast, wie einst:
Und doch zu sagen weiß ich's kaum,
Warum Du mir nicht mehr erscheinst
Wie sonst im Wachen und im Traum.

Du meinst, daß auf immerdar —

Du meinst, daß auf immerdar
Mit ihr Dein Glück entfloß;
Vorüber rauschet Jahr auf Jahr,
Du denkst nicht immer so!

Bald kennst Du kaum den Hügel mehr,
Darein man sie versenkt,
Die Dir, wie ist's schon lange her!
Ginst Himmelsluft geschenkt;

Sie, deren Tod das tiefste Leid,
Das je Dein Herz durchbebt —
O daß die wandelbare Zeit
So Lieb' als Schmerz begräbt! —

Wilhelm Williard.

Die beiden Finckenstein.

Außenspiel in einem Aufzuge nach der Idee einer Chronik
von

M. Solitaire.
(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

Die Vorigen ohne Jilli. Die Müllerburschen fliegen sich breit um den Tisch vom Schauspieler rechts. Urias reinigt, ehe er sich setzt, den Schemel mit seiner Zipfelmütze.

Tobias (der stehen geblieben.)

Lieber Finckenstein! So hat sie mich lange nicht genannt. Macht des Goldes, ich beuge mich im Staube vor Dir!

Jeremias.

Aber um alles in der Welt, Finckenstein, sage uns, wie bist Du denn zu diesem großen Stück ganz unsinnigen Reichthums gekommen?

Jesaias.

Ja! sag uns in des Himmels Namen, wie bist Du dazu gekommen?

Tobias.

Ha! Ha! Ha! Ja, und wenn das alle ist, meine Herren Maulaffen! dann wird mehr geholt. meine Herren Maulaffen! (Geht stolz auf und ab, sich das Kinn streichelnd, den Bart zupfend und auf die Tasche klopfend; er wiederholt noch einmal:) Dann wird mehr geholt!

Urias.

Nein! wie ein Müller so unsinnig reich sein kann. Das kann ich all mein Lebtag nicht klug kriegen! Ein Müller, und noch dazu ein Windmüller! Herr du mein Ze! (Mit den Fingern schnalzend.)

Jeremias.

Am Ende bist Du gar über Nacht auf einem Windmühlenflügel nach's Kalifornium gefegelt und hast Dir dort die Taschen vollgesteckt.

Tobias.

Nun, damit Ihr weiter Euch die Köpfe nicht zerbrecht, Ihr Dorsteufel, so will ich Euch mit wenigen Worten erklären, zerlegen und ausdeuten, als wie es sich begeben, ereignet und zugetragen, daß ich zu diesem Gelde, welches Euch so unerhört viel dünkt, gekommen bin.

Urias (dumm wichtig.)

Da bin ich doch von ganz ungeheurer Neugierigkeit und voll unersättlicher Begierigkeit zu erfahren und zu vernehmen von der Schwierigkeit, wie Dir die Dirigkeit dieses Goldes ohne begangene Mierigkeit zu Theil geworden ist. Herr du mein Je! wie ein Müller so reich werden kann! Und noch dazu ein Windmüller! (Schlägt voll Verwundrung die Hände über den Kopf zusammen.)

Jesaias.

So halt doch den Mund, Mehlsack, und laß den Tobias seine Geschichte erzählen.

Tobias.

Nun, so will ich denn mein Licht leuchten lassen. — Hörst zu. — Heute Morgen so um die achte Stunde da komm ich von der Mühle, und gehe so recht in tiefen, schmerzlichen Gedanken dem Walde zu. Mir war so weh und gar so „melancholisch,“ wie sie bei Hofe sagen, zu Muthe, denn ich war so zu sagen nicht Herr über einen rothen Heller und hätte doch für mein Leben gern blauen Montag gemacht; für einen Finkenstein vom reinsten Wasser ist es ein erbärmliches Gefühl, keinen Heller im Sack zu haben! — Da auf einmal, wie ich so dastehe, und mir vor Wehmuth fast die Augen naß werden, da kommen fünf vornehme Herren auf wunderschönen Pferden dahergesritten. Ein prachtvoller Anblick, bei dem mir vor Neid und Mißgunst die Galle bis in den Hirnschädel stieg —

Urias.

Ja, das glaub ich! Wenn mal an unser einen das Reiten kömmt, so ist es höchstens auf Grauschimmeln, die man unanständigerweise im gewöhnlichen Leben Esel nennt, und auch die werfen uns noch oft in den Sand. Erst neulich hat der Müller Hans Jörg den Esel Jesaias, nein, wollt ich doch sagen: der Esel Hans Jörg den Müller Jesaias in den Chauffeegraben geworfen, daß dieser selbige Müller beinahe ertrunken wäre.

Jesaias.

Das ist nicht wahr, Urias, das lügst Du!

Urias.

Es ist doch wahr! Die Anne Marie hat's gesehen, und Du hast vierzehn Tage den Schnupfen gehabt.

Jeremias.

Haltet Friede, oder es seht was! Laßt den Finkenstein seine Geschichte erzählen.

Tobias.

Eine Meute schlanker Windhunde war hin-

ter den edlen Rossen her. Ha! sagt ich zu mir, wie ist doch das Schönste in der Welt, so reich und vornehm zu sein. O diese Herren Grafen, wie sind sie gar so zu beneiden. — Die Hehjagd mußte beendet sein, denn nicht weit von mir stiegen sie ab, gaben die Pferde einem Burschen, der fast eben so schön anzusehen war, wie die Herren, und schlugen die Seitenallee nach der Försterei ein. Der eine aber, ein bildschöner Kerl, so etwa von meiner Statur — denn das werdet Ihr doch nicht leugnen wollen, daß ich ganz exquisit gewachsen bin — kömmt gerade auf mich zu, sieht mich an vom Scheitel bis zur Sohle, und da ihm mein nobeles Aeußere wohl gefallen mußte, sagt er zu mir mit seiner feinen Hoffsprache, die ich gar für mein Leben so gern höre, indem er eine Börse, reich mit Perlen gestickt, (mit dummem Stolz) kurz und gut, diese Börse hier, (zieht die Börse aus der Tasche) hinhält: (Er ahmt affectirend die Stimme des Grafen Finkenstein nach.) Kennst Du dieses wohl, mein guter Bursche? Das Du verschnupfte mich zwar etwas, indessen mocht ich's doch dem schönen vornehmen Herrn nicht übel nehmen; ich sage also: gnädiger Herr, halten zu Gnaden, diesjenige Ding ist ein Beutel, oder ich müßte mich sehr irren, und zwar kein Kleinenbeutel halten zu Gnaden, sondern ein Geldbeutel, oder ich müßte mich sehr irren. Ha! sagt der Herr, (ihm wieder nachaffectirend) nicht übel gesprochen, nicht übel. Und denkt Euch: der vornehme Herr lacht; das heißt, er lacht nicht etwa wie Ihr lacht, wie Du etwa lachst, Urias, der Du wie ein Pferd wieherst: (lacht wiehernd.) Ha! Ha! oder wie Du, Jesaias, der Du wie ein Kalb blöckst: (lacht blökend.) Ha! Ha! Ha! Er lacht, wie eben so ein vortrefflicher vornehmer Herr lacht: Hi! Hi! Hi! daß mir das Herz im Leibe lacht und alle meine Eingeweide mitlachen für Vergnügen an so edelem fürnehmen Wesen. Und der Herr spricht weiter, indem er mit dem Beutel um die Ohren schlägt, so etwa, (thut dies am Urias, der erschrocken zurückprallt und „O Weh!“ schreit,) daß ich die Goldstücke ihr Leid singen höre in ihrem Beutel, wie die vier Männer im feurigen Ofen. Wenn Du diesen Beutel verdienen willst sammt dem Inhalt, forschet der liebe Herr, komm mit mir die Allee hinab, ich will Dir sagen, was Du zu thun hast. Ich sage: Ja, Ew. Gnaden, mit Ew. Gnaden ins Fegeseuer! Bloß in den Wald, spricht er lächelnd. Das heißt: er lächelte nicht wie Du, Urias, der Du dabei wie ein Affe grinsest, (lächelt grinsend.) oder wie Du, Jesaias, der Du wie ein Kater miauust, (lächelt miauend,) er lächelt wie eben vornehme Herren lächeln, so: (lächelt affectirt.) Schön! also nun doch still, kein Wort mehr, da kömmt Zilli mit den Flaschen; ich habe dem

Heren Schweigen gelobt, und die Schwägerin muß nichts wissen.

Dritte Scene.

Zilli kommt eifertig mit gelbgesiegelten Flaschen. Sie nimmt Becher aus der Schenke und setzt sie nebst den Flaschen auf den Tisch.

Zilli.

Nun wohl bekomm's, meine Herren von der Mehlpattie! Hier sind die Gelbgesiegelten Mann an Mann. (Sie gießt ihnen ein.)

Tobias (trinkt.)

Nun Profit! Jeremias.

Jeremias (trinkt.)

Ne! Tobias.

Jesaias (trinkt.)

Profit! Urias.

Urias.

Ne! Jesaias.

Jesaias.

Du bist doch ein recht närrischer Peter. Ne mußst Du sagen und nicht Ne! (Sie trinken noch einmal die Reihe herum.)

Tobias.

Nun, Mehlwürmer, wie schmeckt Euch der Gelbgesiegelte?

Jeremias

(mit Wohlbehagen die Zunge schmalzend.)

Hum!

Tobias.

Und Dir, Jesaias?

Jesaias (wie Jeremias.)

Hum!

Urias.

Ach! wenn ich doch eine Militärstraße wäre, und sieben Regimenter solcher köstlichen Kerle mit gelben Pidelhauben müßten alle Monate sieben Mal mich passieren!

Jeremias.

Da wär' jetzt gute Zeit für Dich, wo sie bald mobilisieren, bald demobilisieren.

Jesaias.

Ach ja! solche Militärstraße möchte ich auch sein!

Tobias

(ihn auf die Schulter schlagend, daß der Staub herausfliegt.)

Nun, staubig genug bist Du dazu. (Zilli, um den Tisch vielfach herumgehend, und einschenkend, hat

das Packet, das so gelegt war, daß sie nur hierdurch erst recht darauf aufmerksam werden konnte, an die Erde gestoßen, daß es auseinandergeht und der Inhalt ganz sichtbar wird.)

Zilli (erstaunt.)

Aber heil'ge Agnes! was ist denn das? Woher kommt denn dieser prächtige Anzug! Ach! und der Degen! Und der Hut: Ei! Ei! das Schnecklein möchte ich sehen, das in dieses Gehäuse paßt. (Sie bestreift die einzelnen Kleidungsstücke mit großem Behagen.) Ei! Ei! muß das ein Kerlchen sein!

Tobias.

Die kleine Kröte ist so verliebt, daß sie nicht mehr den Anblick von Männerkleidern ertragen kann, ohne einen Anfall von Schwärmerei zu bekommen.

Zilli.

Finkenstein, Du hast die Sachen mit hereingebracht; Du mußt mir sagen, wie Du dazu gekommen bist!

Tobias (grob.)

Brauchst Du nicht zu wissen! Marsch an Dein Spinnrad, neugieriges Weibsbild! — Wirst Du gehn!?

Zilli (weinerlich.)

Grober Mensch! Das ist wohl der Dank für meine Liebe und Treue, (wischt sich die Augen) ach! und für meine Hingebung, daß Du mich so grob und so recht verachtlich behandelst, Du schändlicher, vornehmthuerischer und liederlicher Windmüller! Na warte nur, sie werden Dir wohl noch das Vornehmthun und Finkensteinspielen anstreichen. An mir unglücklichem Kinde (schluchzend) hast Du's verdient! (geht in den Hintergrund.)

Urias

(mit dem Muth eines halb Betrunknen.)

Ja! das ist auch wahr, Tobias, und ich habe es Dir schon lange sagen wollen, es ist gar nicht hübsch, nein, im Allermindesten nicht hübsch von Dir, daß Du dieses hold'söliche schneeweisse Mägdelein gar so schobackig und grobsackig und] so hackig behandelst, und so packig bist zu dem allerliebsten hold'sölichen Mägdelein. Ja, das ist gar nicht hübsch von Dir; und dieses habe ich Dir hier nit sagen und bedeuten wollen. Verstehst Du mich? (schreiend.)

Tobias (ärgerlich.)

Last mich zufrieden! Kümme Dich um Deinen Wein, den ich bezahle. Hast Du mich verstanden? (schreiend.)

Urias.

Du bist und bleibst ein auffahrender Mensch

und ein recht erzgrober Windmüller! Du bild'st Dir wunder ein, wie vornehm Du bist. Es ist wahrhaftig ein Malheur, daß dieses liebliche Kindlein sich einen Narrn an Dir Farn gefressen und sich einen Sparrn in den Kopf gesetzt hat. Ich bin eigentlich ein weit hübscherer Kerl, als wie Du, und es wäre weit besser, Zilli liebte mich; ach! und wenn sie mich wollte, „wie lieb sollte sie mir sein!“ Ach! (seufzt.) Aber es ist nur das Malheur, sie mag mich nicht, die niedrigste aller Schleißnerinnen. Und das ist ein Malheur! Das ist unrecht! Nicht wahr, Jesaias?

Jesaias

(Der neben Jeremias sitzend, das Glas in der Hand mit ihm flüsternd, grob.)

Laß mich zufrieden, zudringlicher Naseweis!

Urias (auf den Schemel sitzend, lallend.)

Es bleibt doch ein Malheur! Es ist doch unrecht! Und Euch allen zum Tott und zum Troß und zum Todtärgeren soll die Zilli keinen anderen heirathen, als wie mich, und wenn ich erst hier Wirth bin im goldenen Hirschen, dann werden hier gar keine Windmüller mehr geduldet! (Mit komischem Pathos.) Absolut gar keine Windmüller mehr! Alle laß ich sie hinauswerfen durch meinen Großknecht!

Jesaias (drohend.)

Zipfelmütze, wenn Du nicht still bist!

Urias.

Einen Großknecht will ich mir halten, so groß wie ein Elephant, der soll Euch schon Furcht machen, Ihr Windbeutel! (Nickt ein. — Während dem hat sich Zilli zögernd dem haßig auf- und abgehenden und dazwischen mit großen Zügen trinkenden Tobias genähert, sie sieht ihn bittend an, zupft ihn am Kermel und führt ihn auf die andere Seite der Bühne.)

Tobias (ihr mit Widerwillen folgend.)

Mädchen, was willst Du schon wieder? Laß mich in Ruh! Ich bin Dir keinen Kreuzer mehr schuldig und will den Wein, den ich bezahlt, in Ruhe trinken. Noch einmal, mach mich nicht wild, Zilli! Ich will nichts mehr hören!

Zilli (weinerlich schmeichelnd.)

Lieber einziger Finkenstein! Noch einmal wollt ich Dir sagen, daß es Dir in dem Verhältnisse, in dem wir uns zu einander befinden, gar nicht wohl ansteht, solche Heimlichkeiten vor mir zu haben.

Tobias.

Ich weiß von keinem Verhältnisse.

Zilli.

(Die Hände zum Himmel hebend, klagend.)

Heil'ge Agnes! Er weiß von keinem Verhältnisse! Und auch von keinen Heimlichkeiten?

Tobias.

Nein, auch von keinen Heimlichkeiten!

Zilli (allmählig sich ereifernd.)

Ach! der unverhämte, verlogene Mülleresel! Keine Heimlichkeiten! Und die Louisd'or, die Du hast, und die Kleider, sind das keine Heimlichkeiten? Aber ich muß dahinter kommen, ich muß es wissen. Absolut, und par tout muß ich's wissen. Lieber Finkenstein! Kein braver Junge hat solche Geheimnisse vor seiner jungen Frau! (wieder schmeichelnd.)

Tobias (schnell.)

Ah! Paperlap! Nun, das wird immer besser! Kleine Frau! (lacht.) Wären wir vielleicht zufällig verheirathet! Ridikul, wie sie bei Hofe sagen: äußerst, ungemein ridikul! Verheirathet! das ist sehr erheiternd! (lacht.) Kleine Frau! es müßte denn in einem Anfälle von großer Distraction, wie wir Vornehmen sagen, geschehen sein!

Zilli.

Ach! Du barbarischer Kannibale! Verheirathet sind wir freilich noch nicht, aber Du hast mir's versprochen, nicht einmal, hundert Male. Und wenn Du mich jetzt sitzen ließeß, was begonn ich? Was fing ich wohl an?

Tobias.

Ein Finkenstein heirathet keine Gastwirthstochter: das nennt man bei Hofe eine Mesallianz. (Albern affektirt.)

Zilli.

Was sich der Mensch mit seinem verwünschten Finkenstein nicht alles in den Kopf setzt. Du abscheulicher Vornehmthuer!

Tobias.

Es giebt in dem ganzen Dorfe kein hübsches Mädchen, dem ich nicht dasselbe zugeschworen, als wie Dir! Das ist einmal Hofen, das ist vornehm!

Zilli (in Ertause.)

O siele doch Feuer vom Himmel auf diesen gotteslästernden arroganten Schurken mit seiner Vornehmheit! So scheinst Du Dich also gar nicht mehr zu erinnern, daß meine allergnädigste Pathe, die Frau Barenin von Hochthal, mir zugesichert hat, sie wollte mich verloben mit dem Manne meiner Wahl, das erste Mal, da sie wieder in unser Dorf käme!

Tobias.

Nun, und?

Zilli.

Nun, und? Du bist der Mann meiner Wahl! Du bist mein Traum, mein Leben, mein Alles, was

ich habe, mein Glauben, meine Hoffnung, mein Stern! Gott! ich bin sehr unglücklich! —

Tobias.

Nun höre ein Mensch! Die Zapfendreherin, spricht sie nicht wie eine Wiener Schauspielerin! Was doch die Liebe thut! Sie löst auch den Gän- sen die Zunge.

Zilli.

Pfui! Dreimal Pfui über Dich! — Höre mich an! Heute kommt die Baronin. Ein Bedienter vom Schloß hat mir ihre Ankunft anzeigen lassen. Ich habe ihr das beste Zimmer einrichten müssen; sie wird zwei Tage bei uns bleiben, um die Land- luft zu genießen!

Tobias (sich wegwendend.)

Was geht das mich an? Laß mich gehen!

Zilli

(sich an ihm klammernd mit liebevoller Aengstlichkeit.)

Nein! Du mußt hier bleiben! Die Baronin muß Dich sehen und die Sache muß in Richtigkeit, noch ehe mein Vater heimkehrt. Ich werde Dich vorstellen, damit sie sieht, was Du für ein allerlieb- ster kleiner Finkensteiner bist. (Schmeichelnd.) Bleib! ich bitte Dich um der heil'gen Cäcilia willen bleib! Aber da kommt ein Wagen! wenn sie es wäre. (Läuft ans Fenster, klatscht in die Hände und ruft:) sie ist es! Sie ist es! Geh mir nicht fort, englischer Tobias! Erwarte uns hier! (Ab zur Thüre vom Zu- schauer rechts.)

(Fortsetzung folgt.)

Bücherchau.

Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung. Leipzig, Dürsche Buchhandlung, 1854.

Wir zeigten das bevorstehende Erscheinen einer neuen Sammlung Böttger'scher Gedichte vor einigen Wochen an. Nun liegt uns bereits das höchst elegant ausgestattete Bändchen (ein empfehlens- werthes Festgeschenk) vor, und läßt uns wieder ein- mal recht lebhaft erkennen, welch einen Dichter wir in Adolf Böttger besitzen.

Der Inhalt seiner neuen „Gedichte“ ist man- nichfach. In der ersten, „Lieder aus der Jugend- zeit“ überschriebenen Abtheilung finden wir wieder einen Strauß jener anmuthigen Klänge, deren erste Lese uns früher als „Frühlingsmelodien“ entzückte. Der Dichter leitet sie mit einer „Frage“ ein:

So wie ein Baum im Frühlingswetter
Von jungen Trieben zart umlaubt,
Hinausieht auf die ältern Blätter,
Die Sturm geschüttelt von dem Haupt:

Behmüthig dann die neugebornen
Mit leisem Schauer überblickt,
Ob frisch sie blühen wie die verlornen,
Ob Wirtbau sie im Keim erstickt;

So sah ich auf die Blätter nieder,
Gegrünt im Jugendlenzgewühl,
Im Herzen neue, frische Lieder,
Ein schaffend Lertaggefühl.

Und frage: wird in frischer Kühle,
Verfchlungen blühen Gedank und Keim,
Wird nicht des Lebens Sommerchwüle
Sie rörrn schon im zarten Keim?

Zu den besten dieser Abtheilung gehören die: „Ueber Nacht“, „Im Walde“, „Wer wollte stehn und trauern“, „Seit mir die holde Stimme“,

„Seel in Seele“, „Am Bache“, „In Gesellschaft“, „Bist Du es nicht?“, „Was bleibt?“ überschrie- benen Gedichte. Ihnen folgen die schon früher er- schienenen „Wartburglieder“, diese rosig fri- schen Erinnerungen an eine Dichtervallfahrt:

Im Knorloch eine Hof' als Erden,
Ein grünes Reis auf flottem Hut,
Und drunter einen Kopf voll Lieder,
Ein Herz voll Lust und Liebesglut:

So wallt aus Süden, wallt aus Norden
Der Säng'er tönerische Nacht,
Und wo sie weilen, lacht die Sonne,
Und wo sie scheiden, wird es Nacht!

Sie entzücken heute wie früher und werden vereint mit so vielem weiteren Trefflichen doppelt willkommen sein. Unter den sieben „Romanzen und Balladen“ ist jedenfalls „Eine Beichte“ die bedeutendste.

„Von den „Distichen“ werden wie in näch- ster Nummer einige mittheilen. Die „Vertisch- ten Gedichte“ bringen: „Natur und Kunst“, „Vision“, „Johannislied“, „In ein Album“, „Besuch“, „Macht der Frauen“, „Juninacht“, „Den Lebenden. Die „Blätter der Erinne- rung“: „Am Grabe eines Künstlers“, „Aus dem Tode Leben“, „Mendels'ohn-Bartholdy“, „Einem Bürger“, „Dem Andenken Lessings“, „Den Ma- nen Carl Herloßschns“, „Prolog zum Schillerfest“, und „Gothes Geburtsfeier.“ Alle diese Gedichte sind in Gedanken und Ausdruck, im Sinn und Form meisterhaft. Die Fülle eines utkräftigen Talents, mit der Grazie vermählt, durchströmt sie. Der Dichter, der seine Unmuth über die Kritik in Ver- sen, wie:

„Wenn Lied und Bild vollendet ist,
Dann naht des Künstlers Grauen,
Der Kritikus, wosfern er's ist,
Zeigt die versteckten Klauen.“

Er kritisiert hier und kritisiert dort
Das Leben just zu morden,
Und ist er fertig — trollt er fort,
Kein Haar ist besser worden.

Viel leichter ist's in Welle gehn,
Als erst die Wolle walfen,
Viel leichter, fremde Splitter sehn,
Als seinen eignen Balken.“

Lust macht und nicht so ganz Unrecht dabei hat,
soll wenigstens keine Ursache haben über uns zu
klagen. Wie immer, sind wir auch diesmal zur
vollen und ungetheilten Anerkennung bereit.

Feuilleton.

Literatur und Poesie.

Geschichte der deutschen Dichtung. Die vierte durchaus umgearbeitete Auflage von Gerwinus „Geschichte der deutschen Dichtung“ ist mit dem sechsten ausgegebenen fünften Bande beendet und vollständig. Das ernste, würdige, wenn auch hier und da etwas strenge Werk verdient die dauernde Theilnahme aller, die auf den Namen „Gebildete“ Anspruch zu machen gesonnen sind.

Correspondenz.

Dresden, Ende November.

Die neulich von uns ausgesprochene Hoffnung bezüglich der Wiederaufführung von Freitag's „Journalisten“ hat sich leider bis jetzt nicht verwirklicht. Dagegen fand eine häufige Wiederholung Birch-Pfeiffer'scher Stücke („Rose und Röschen“, „Waise von Lowood“ und „Mutter und Sohn“) statt, die jedenfalls noch nicht zu Ende ist. — In „Mutter und Sohn“ gastierte ein Fräulein Schneider vom Stadttheater zu Köln und ward vom Publikum günstig aufgenommen. — Auch Räder's „Aetesschen Brunnen“ mit seinen trivialen Späßen sahen wir wieder über die Bühne gehen. — Schiller's „Brau von Messina“ ward am 11. Nov. auf eine der Feier des Tages würdige Weise in Scene gesetzt und fanden besonders Frau Bayer-Bürk, Frä. Berg und die Herren Liebe und Quanter stürmischen Beifall und Hervorruf. Am 16. sahen wir abermals Roderich Benedix's thränenvolle „Matilde“, in welcher die Titelrolle von Frau Bayer-Bürk vortrefflich gespielt ward. Am 20. Heinrich von Kleist's meisterhaftes Schauspiel „Prinz Friedrich von Homburg.“ Eine Aufführung von Lessing's „Minna

von Barnhelm“ am 24. war vorzüglich. Frä. Schneider aus Köln trat darin als Franziska auf. Was die Oper betrifft, so ward dieselbe durch Spontini's neueinstudierte „Vestalin“ am 13. und 15., „Lucia di Lammermoor“ am 22. und die unvermeidliche „Martha“ am 25. vertreten.

Mozart's „Idomeneo“ soll, wie wir hören, mit neuer Textunterlage einstudirt werden. Man spricht auch von der Vorbereitung einer neuen Oper von Balfe. Davison's Engagement am Hofburgtheater in Wien, welches er in einigen Monaten antreten wird, haben Sie gebührend erwähnt.

Das von uns bereits angekündigte Concert zum Besten des Pensions-Fonds für das Sängerkor des k. Hoftheaters hat am 7. d. stattgefunden. Frä. Spindler's Symphonie H-moll machte darin Eindruck und erwarb sich ziemlich allgemeine Anerkennung. Auch das Finale aus Mendelssohn-Bartholdy's Oper „Loreley“ ward sehr beifällig aufgenommen. Außerdem ward noch Meyerbeer's 91. Psalm für 8stimmigen Chor und Robert Schumann's Ballade „der Königssohn“ vorgetragen.

In dem von dem k. Kammermusikus Eisner am 11. d. in Saale der Harmonie unter Mitwirkung der k. Kapelle gegebenen Concerte trug derselbe eine von ihm selbst componirte Symphonie vor, welche theilweise gefiel. Frä. Meyer trug einige Lieder von Fr. Schubert und eine Arie aus Mozart's „Idomeneo“ ausgezeichnet vor. Reißiger's Lied „der wandernde Waldhornist“ ward von Herrn Tichatschek vortrefflich gesungen.

Heute (26.) geben die Herren Goldschmidt, Schubert und Kummer ihre zweite musikalische Soiree, bei welcher sich auch Mad. Goldschmidt (J. Lind) theilnehmen wird. Die erste Soiree fand am 14. statt.

W. W.